

Umschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 17

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Noch ein Richern — und Droll entschwand in der Ferne.
Lauſcht er wohl noch hinter ſeinem Sterne?
Oder hoſt der Kobold, der fecke,
Irgendwo hier in einer Ecke?
Tanzt er vielleicht dem Hirt* auf der Geige?

Zeit iſt es, daß auch ich nun ſchweige,
Denn es will weben durch dieſen Raum
Seine Fäden ein ſeliges Sommernachtstraum.

* Herr Friß Hirt von Luzern, jetzt in München, ſpielte an der Feier das Violinkonzert von Mendelsſohn.



Umſchau

Sherlock Holmes, Nick Carter und Genossen. Jeden Augenblick trifft man in Zeitschriften und Zeitungen auf einen Artikel, der gegen obige Geſellſchaft mit beſchränkter Haftpflicht Sturm läuft. Etwas vom vernünftigſten im Kampfe gegen die Schundliteratur hat jüngſt der Magiſtrat der Stadt Schöneberg veröffentlicht. Der Artikel lautet: „An die Eltern unſerer Kinder! Allen Eltern liegt das Wohl ihrer Kinder am Herzen. Sie ſorgen für die leibliche Geſundheit ihrer Kinder und tun ihr möglichſtes, damit ſie im ſpäteren Leben ihr gutes Fortkommen finden können. Eines aber wird von vielen verabſäumt. Man kümmert ſich wohl noch darum, mit welchen Geſpielinnen die Kinder verkehren, ſelten aber, welche Bücher und Bilder ſich in ihren Händen befinden. Und doch iſt der Einfluß ſchlechter Bilder und Bücher auf die Entwicklung des jugendlichen Charakters oft von den ſchädlichſten Folgen begleitet. Beſonders gilt dies von einer gewiſſen Gruppe von Heften und Büchern, deren Titel und Abbildungen zumeiſt ſchon ihren verderblichen Inhalt kennzeichnen; ſolche Machwerke ſind Sherlock Holmes, Kapitän Morgan, Jugendſtreiche, Die rote Jule, Nick Carter, Buffalo Bill, Der Luſt-

pirat, Schwindelprinzekchen, Klub der Einbrecher, Die Stimme der Toten, Berühmte Indianerhäuptlinge und viele andere, wie ſie leider zu Dutzenden in den Schauſtern und den Ladentüren vieler Buchhandlungen und Papierhandlungen ſich breit machen. Wie mancher ſchwache und ſchwankende Charakter iſt ſchon durch das Leſen ſolcher Schauerromane, Indianer- und Räubergeſchichten auf die ſchiefe Bahn des Verbrechens gelangt.

Es iſt daher die unabweiſbare Pflicht jedes Vaters und jeder Mutter, dieſem Punkte der Erziehung der Kinder die größte Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Wir fordern deſhalb alle gewiſſenhaften Eltern auf, im Verein mit den Beſtrebungen der Schule gegen den verderblichen Einfluß der ſchädlichen Erzeugniſſe in Wort und Bild mit aller Strenge anzukämpfen, jene Herz und Gemüt der Kinder vergiftende Schundliteratur in den Händen der Kinder nicht zu dulden und ihnen den Beſuch ſolcher Geſchäfte, die den Verkauf dieſes Giftes weiter fortſetzen, ſtreng zu verbieten. Für dieſe vorhandene Schundware gibt es nur ein Mittel: ins Feuer damit.

Das Leſebedürfnis unſerer Schüler wird

durch die Schülerbibliothek der Schule in angemessener Weise befriedigt und in gefunden Bahnen erhalten. Die Verführung der Jugend durch die Schundliteratur, wodurch der Erziehung der Eltern und der Schule entgegengearbeitet wird, kann erst aufhören, wenn die verderbliche Schundware keine Käufer mehr findet. Deshalb darf niemand mehr gleichgültig zusehen, wie gewissenlose Geschäftsleute um des schändlichen Geldverdienens willen die jungen Seelen unserer Kinder vergiften.“

Soweit der betreffende Artikel, der ja an und für sich recht schön ist. Aber es sind leider nur Worte, Worte, und sie werden wohl nicht viel mehr nützen, als all die andern gedruckten Notrufe in dieser Sache. Hier braucht es Taten, nicht Worte, das Übel will an der Wurzel gefaßt sein. Wie lange wird es wohl noch gehen bis jemand Zeit findet, der Sache nachzugehen und eine Liste derjenigen Buchhandlungen (es befinden sich „hochanständige“ darunter), die aus reiner Profitgier diese Machwerke vertreiben, aufstellt, damit diese Liste veröffentlicht und ein allgemeiner Boykott gegen die Braven eingeleitet werden kann? Und wie lange dauert es noch, bis in unsern Räten einmal einer aufsteht und ein Gesetz einbringt, das gegen diese Jugendvergifter tatkräftig vorgeht und nicht nur auf dem Papier steht? Das wäre weit verdienstlicher als über jede Nichtigkeit ellenlange Motionen einzubringen, um dann nach stunden- und tagelanger Debatte die Motion zurückzuziehen, oder sich mit der Auskunft des geehrten Herrn Vorredners befriedigt zu erklären, eine Auskunft, die man, ohne das ganze hohe Haus stundenlang zu bemühen, weit billiger hätte haben können. S.

Wir. Gestern hatten „wir“ Gelegenheit, „uns“ die Aufführung im hiesigen Stadttheater anzusehen. — „Wir“ können „uns“ damit in keiner Weise einverstanden erklären . . . Als „wir“ dazu kamen, hatte sich die Menge schon verlaufen.

Sonderbarerweise bezieht sich dieses „wir“ weder auf den „Verein zur Beförderung der allgemeinen Aufklärung“

noch auf die „Genossenschaft mitteleuropäischer Schwefelfabrikanten“, sondern auf die Persönlichkeit eines einzelnen Individuums. Es klingt banal, dieses Wort, das eine Mal, als ob sich eine überbescheidene Veilchenkonstitution furchtsam dahinter verbergen wolle, dann wieder, als ob ein anderer, im Vollbewußtsein seiner Größe und Überlegenheit, sich zu erhaben vorzukomme, als daß er zur Bezeichnung seiner Wenigkeit das schlichte und aufrichtige „ich“ verwenden könnte.

Auf der einen Seite bekommt man so den Eindruck, als ob der Schreiber nicht allein zu seiner Ansicht zu stehen wage und deshalb unredlicherweise gleich eine Anzahl anderer zu Mitträgern dieser Meinung macht, von denen er überhaupt nicht weiß, ob sie sie teilen. Es ist in diesem Fall eine Spekulation auf den Herdeninstinkt, eine Mischung von neun Zehntel Feigheit und einem Zehntel Schlaueit, aus der dieses „wir“ besteht.

Oder aber der Schreiber fühlt sich so hoch über der kleinen Menschheit, daß er in cäsarischer Überhebung seine Ansicht gleich zu der der Allgemeinheit stempelt. Wenn Fürsten und Könige, — die, wenn auch nicht von Gottes, so doch von Volkes Gnaden sind, — einen Erlaß von sich geben, so setzen sie das „Wir“ und schreiben es sogar groß, weil sie als Haupt eines ganzen Volkes in dessen Namen reden. Hier hat die Pluralform ihre Berechtigung. Aber Kritiker, Journalisten und sonstige Helden der Feder sind keine Fürsten und Könige, sie geben nicht die allgemeine Ansicht, sondern stets ihre höchst subjektive Meinung, und dafür gehört das Personalpronomen „ich“. Das „wir“ ist eine bewußte oder unbewußte Unwahrheit, deren Ursache in der Feigheit oder im Größenwahn wurzelt. P. A.

Zürcher Stadttheater. Oper. Als wäre ein alter lieber Bekannter, dessen Hinschied man längst betrauert hatte, wieder von den Toten auferstanden, so empfing man die Nachricht, daß Andrade, der gefeierte portugiesische Sänger und klassische Darsteller des Don Juan und des Figaro,

hier auftreten werde. Wir wissen nicht, was für Gründe den Künstler genötigt haben, seine Altersruhe zu unterbrechen. Der Ausgang zeigte leider, wie recht der Sänger daran getan, als er sich noch im vollen Besitz seiner Kräfte zurückzog. Die Gelegenheit war hier sehr günstig. Andrade gastierte als Rigoletto, in einer Rolle, die er unseres Wissens früher nie gesungen, und unsere Theaterverwaltung hatte dafür gesorgt, daß die ganze Oper italienisch einstudiert wurde und der Gast somit nicht in einer fremdsprachlichen Umgebung singen mußte. Im Anfang schien sich denn auch alles gut anzulassen. Andrades Beweglichkeit hat sich nicht vermindert, sein vornehmes realistisches Spiel, das nie die schöne Linie der romanischen Kunst verliert, war geblieben und schon das raffiniert elegante und doch charakteristische Narrenkostüm aus feiner Seide zeigte, daß hier ein anderer Geschmack waltete als bei unsern hanswurstartig aufgeputzten Hofnarren. Die Schulung der Stimme schien so unfehlbar wie vor Zeiten. Aber nur solange der Künstler noch frisch war. Kam eine anstrengende Stelle, so wurde er matt, die Stimme gehorchte nicht mehr, und er sang zu tief, gräßlich zu tief. Jetzt sah man es erst: der Gast hatte sein Organ, das ja nie besonders kräftig war, forcieren müssen, und die unvermeidliche Folge war denn auch nicht ausgeblieben. Es war trotzdem ein Genuß; gewisse Momente der Rolle brachte Andrade so heraus, wie wir es kaum je wieder sehen werden. Aber wir möchten trotzdem hoffen, daß das Gastspiel keine Wiederholung fände. Sonst könnte Andrade das traurige Schicksal erleben, vor halbleerem Hause auftreten zu müssen. Diesmal war das Theater noch bis auf den letzten Platz besetzt. Aber es gab zu viele Zuschauer, die erklärten, ein anderes Mal würden sie zu Hause bleiben.

Als ein ebenfalls nur halb gelungenes Experiment erwies es sich, den schon ziemlich in Vergessenheit geratenen „Zigeunerbaron“ von Johann Strauß neu einzustudieren und mit lauter Operkräften zu

befolgen. Man kann im Prinzip gar nichts dagegen haben, daß man zur Aufführung von Operetten, wie es seit einigen Jahren überall üblich wird, gute Gesangskräfte heranzieht, und bei dem beschränkten Personalbestand unserer Stadttheater wird man ein solches Aushelfen so wie so nicht vermeiden können. Aber wenn man einerseits ein Stück nimmt, dessen Text voll blühenden Unsinns nur erträglich gemacht werden kann, wenn er mit frecher Laune heruntergespielt wird, und andererseits fast ausschließlich Sänger einstellt, die an den seriösen Stil der Oper gewöhnt sind, so kommt etwas heraus, das weder Fisch noch Fleisch ist: es ist keine Operette, denn dazu singen die Leute zu brav und zu gut, und es ist keine Oper, denn dazu ist die Musik zu schlecht. Wir glauben überhaupt nicht, daß der „Zigeunerbaron“ wieder populär werden kann. Keiner Blödsinn und ein paar zügige Walzermelodien genügen doch nicht mehr, um den Erfolg einer Operette zu machen. Seit der „lustigen Witwe“ stellt das Publikum wenigstens an den Text höhere Ansprüche; und wenn die Handlung nicht frech ist, soll sie wenigstens ein bißchen unanständig sein. Mit dem harmlosen Stumpfsinn der guten alten Zeit gibt man sich nicht mehr zufrieden.

E. F.

Berner Stadttheater. Oper. Gastspiel Andrade. „Don Juan von Mozart.“

Andrade ist Sänger und Schauspieler zugleich. Er hat sich auf 2—3 Partien spezialisiert, denen er wohl alles abgerungen hat, was künstlerisch und technisch aus ihnen geschöpft werden kann, und er hat wohl auch noch manches dazugebracht — durch Wertung der von ihm dargestellten Rollen nach der Seite des Effektes. Seine Darstellung des Don Juan ist wohl die bedeutendste und vertiefteste, und wenn Andrade auch hier keine Möglichkeit außer acht läßt zu brillieren, so hebt doch sein ausgeprägtes Stilgefühl die Leistung auf bedeutende Höhe. Das Organ des Sängers war nie groß, hat aber bis heute seine charakteristische Färbung behalten,

eine Färbung, die dem Darsteller des Don Juan ebenso ansteht wie seine vorzügliche Maske. Die Geschmeidigkeit seiner Stimme harmonisiert mit der Eleganz seines Spieles, so daß ein durchaus einheitlich faszinierender Eindruck sich ergibt. Diese Doppelmöglichkeit des stimmlichen und schauspielerischen Darstellungsvermögens bildet den eigenartigen Charme Andrades Gestaltungen, der den Zuhörer zu so stürmischen Beifallsbezeugungen begeistert, denen Andrade auch in Bern nicht entging.

E. H—n.

— Schauspiel. Der Jubiläumsbrunnen. Drama von Walter Bloem.

„Der Jubiläumsbrunnen“ wurde zur Zeit seines Erscheinens viel gegeben. Wie Thomas „Moral“ heute Zug- und Rassenstück ist, so erfüllte damals „Der Jubiläumsbrunnen“ diesen Zweck. Mit Kunst, der großen Kunst, haben beide Stücke wenig zu tun. Die Forderungen, die man an Stücke solcher Art zu stellen pflegt, sind wesentlich anderer Art. Ihr Grundmotiv ist Satire und Spott, die in so gefälliger Form vorgetragen sein müssen, daß man sich von Anfang bis zu Ende amüsiert. Thomas Stück erfüllt diese Forderungen. Bloem macht größere Präntensionen. Er nennt sein Stück „Drama“, und dem Zuschauer fällt es tatsächlich nicht sonderlich schwer, sich die tragischen Arm- und Kopfbewegungen vorzustellen, die der Autor beim Dichten vorgenommen haben mag. Bloem ist ein Idealist. Ob von Beruf oder Überzeugung tut nichts zur Sache. Aber jedenfalls vermag er es, das Publikum von seinen idealen Kämpferanschauungen zu überzeugen. Und das ist sehr wesentlich. Denn dieser Idealismus macht das Stück sympathisch, läßt die vielen, allzuvielen Fehler mit größerer Geduld ertragen. Das Thema, das dem Stücke zugrunde liegt, würde wohl leichter in der Form des Lustspiels behandelt werden. Wenn Bloem darauf verzichtet hat, so scheint es darum geschehen zu sein, daß er im Drama eine tiefer gehende Wirkung erreichen zu können glaubt. Seine Rechnung war allerdings falsch. Denn die

unglaubliche Rührseligkeit, in die die ganze Sache gewickelt ist, hat etwas außerordentlich Komisches. Die unfreiwillige Komik ist die echteste, aber für den Dichter nicht die willkommenste. Und Walter Bloem ist in seinem Stück manchmal von solch unfreiwilliger Komik. Doch das Drama hat auch einige gute Seiten. Es ist — trotz allem — manchmal von bedeutender Bühnenwirksamkeit, und einzelne Charaktere sind nicht übel geschaut und durchgeführt. Die Hauptgestalten freilich sind denkbar ungeschickt konstruiert und besitzen absolut keine Überzeugungsfähigkeit. Die Gegenüberstellung von Kunst und Religion, das Aufeinanderplagen der beiden entgegengesetzten Weltanschauungen wirkt nur äußerlich und unglaubhaft. Wie gesagt: das Stück ist gut gemeint, aber die gute Meinung ist eben noch leider keine Kunst.

Unter K a u e r s Regie fand das Drama eine gute Aufführung. G. Z.

Im Intimen Theater ist Thomas „Moral“ unter dem lebhaftesten Beifall des Publikums schon etliche Male über die Bühne gegangen. Man amüsiert sich tatsächlich aufs beste bei diesen grotesken Verspottungen und ergötzlichen Versifflagen. Besonders wenn die Aufführung frisch und lebendig ist, wie sie es im Intimen Theater unter Direktor F i s c h e r s Regie war.

G. Z.

— Noch kurz vor Schluß der Winterspielzeit wurde eines Berners Erstlingswerk aufgeführt. „Im Spiegel“, Schauspiel in vier Akten, nennt Alfred Schädeli sein Bühnenwerk, das viel theaterteknische Gewandtheit verrät und diesem Umstand eine starke Bühnenwirkung verdankt. In der Sprache und Charakterisierung der Personen steckt viel Talent, das sich noch nicht vom Dilettantismus frei machen konnte. Die Bühne als auf die breitesten Volksmassen wirkende Kunstanstalt ist ein Problem, das heute in der Luft liegt. Schädelis Werk, das haushoch über den Nachwerken unserer Dilettantenbühnen steht, ist noch nicht die Volkskunst, die wir von der Bühne erwarten können, aber vielleicht

ein Weg dazu. Das Motiv ist originell und von breiter Wirkung: Dem Schuhmacher Körber steigt die Häuser Spekulation zu Kopf, er will schnell reich werden und richtet dabei seine Familie zugrunde. Das Problem ist nicht sauber zu Ende gedacht, auch leitartikelt Schädeli zu viel, wo er gestalten sollte. Dem ernst strebenden Talent wird man Beachtung schenken müssen.

J. B.

Basler Musikleben. Der Monat März brachte uns L. van Beethoven in allen seinen Symphonien. Über die vier ersten ist hier schon berichtet worden; die zweite Hälfte schloß sich in ebenbürtiger Weise an. Man stand allgemein unter dem Eindruck, die Werke noch nie schöner und vollendeter gehört zu haben. Als Krone des Ganzen reichte sich zum Schluß die „Neunte“ an. Hier waren Orchester- und Chorleistungen (der Basler Gesangverein) auf gleicher Höhe, und die Wiedergabe des grandiosen Werkes ließ keinen Wunsch unbefriedigt. Kapellmeister Suter leitete das Ganze auswendig mit überlegener Ruhe und Sicherheit. — Das Soloquartett in der Neunten setzte sich zusammen aus den Damen Fr. Johanna Dief (Bern), Sopran, Frau Neumann-Weidese (Zürich), Alt, Herrn Em. Sandreuter (Basel), Tenor und Herrn P. Böpplé (Basel), Baß. Fr. Dief sang außerdem die Arie der Leonore: „Abscheulicher, wo eilst Du hin“ mit schöner Auffassung. Zu Beginn des Konzertes wurde in großzügiger Weise die dritte Leonoren Overture gespielt.

Wenn man sämtliche Symphonien Beethovens in rascher Aufeinanderfolge an sich vorüberziehen lassen kann, dann wächst der Schöpfer derselben ins Riesengroße, und man hat das sichere Gefühl, daß man sich hier Wertes gegenüber befindet, denen die Zeit und der wechselnde Geschmack nichts anheben können. Wie stolze einsame Felsen ragen sie aus den unruhigen Wassern sich kreuzender und überstürzender Kunstströmungen auf. So überdauert alles wahrhaft Große die Zeiten, und die Nachgeborenen schauen zu ihm auf wie zu den ewigen Alpen. — Am Palmsonntag hatten wir

noch zwei Berühmtheiten: Eugen Njaye und Raoul Bugno. Sie spielten die B-Dur Sonate (Köchel 378) für Klavier und Violine von Mozart, sowie Beethovens Kreuzer-Sonate in unübertrefflichem Ensemble. Herr Bugno bot als Solonummer den Faschingschwank von Schumann, stellenweise etwas französisch aufgefaßt, und Eugen Njaye bewahrte und mehrte seinen alten Ruhm im A-Moll Konzert von Viotti und in der Ciaconna von J. S. Bach. Sein Spiel entfesselte in Basel ziemlich ungewohnte Stürme des Beifalls. Der Basler ist kühl kritisch, aber wo ihm Vollendung entgegentritt, verläßt er seine Reserve und wird warm. Nach dem Vortrag der Kreuzer-Sonate, der von beiden Künstlern eine Glanzleistung war und den ganzen Reichtum und die ganze Tiefe dieses Werkes zum Ausdruck brachte, waren die illustren Gäste der Gegenstand anhaltender Ovationen. — Mit diesem Konzert, das die respectable Länge von zweieinhalb Stunden aufwies, schloß der Reigen der Solistenkonzerte der Saison. Unterdessen hat der Venz seinen Einzug gehalten, und jedermann erwartet mit Sehnsucht den Beginn der Frühlings-Symphonie.

S. E. Brl.

Berner Musikleben. Konzert des Berner Männerchors am 2. April.

Chorkonzerte zu kritisieren ist eine so einfache Sache nicht, wie man glauben könnte, wenn man die massenhaft erscheinenden freundschaftlichen Ergüsse liest, wie sie solchen Anlässen folgen. Viele Faktoren sind in Betracht zu ziehen, welche schwerwiegend in die Waagschale fallen; man hat den musikalischen Wert des Vorgetragenen, dessen geistiges Erfassen, die technische Durchführung u. a. m. in Betracht zu ziehen.

Besonders der erstgenannte Punkt darf bei der gegenwärtigen Überwucherung mittelmäßiger Produkte in der Männerchorliteratur nicht außer acht gelassen werden. Diesmal freilich ist uns die Aufgabe eine verhältnismäßig leichte geworden, weil sowohl die Auswahl der Gesänge als deren

Durcharbeitung dem Männerchor und seinem Dirigenten, Herrn E. Henzmann, durchaus zur Ehre gereichen.

Die Namen der aufgeführten Komponisten, Raun, Hutter und Neumann haben guten Klang; sie sind aber auch gefürchtet, weil die Nüsse, welche sie zu knacken geben, eine harte Schale haben und nicht leicht von jedem Beliebigen geöffnet werden können.

Bereits bei der ersten Programmnummer „Gottenzug“ von H. Raun fiel uns die Wucht und Präzision auf, mit welcher der Chor ins Treffen zog; man hatte das Gefühl souveräner Beherrschung von Ton und Wort. Aber noch mehr kamen die Vorzüge trefflicher Schulung in „Ablösung“ von H. Hutter zur Geltung. Ganz ausgezeichnet gelang u. a. die Stelle „Ein Zittern läuft durch Mark und Bein. Es knarrt im Schnee“, ferner das pp. bei der Wiedergabe der Parole „Morgenrot“. Die Schumannschen Chöre „Die Lotosblume“ und das Ritornell „Die Rose stand im Tau“ boten eine äußerst wohlthuende Abwechslung. In dem letztgenannten Liede befriedigte uns ganz besonders die echte kantilenenmäßige Vortragsweise des I. Basses. Über beiden Gefängen wehte ein herrlicher romantischer Stimmungszauber, und sie waren es vorab, welche uns den Beweis erbrachten, wie ernst der Chor seine Entwicklung in künstlerischer Beziehung zu fördern bestrebt ist. Dies hat es ihm ermöglicht, den heiklen Chor von M. Neumann „Sturmerwachen“ in vollendeter Weise wiederzugeben. Den Ansprüchen, welche dieses Stimmungslied an Leitung und Sänger stellt, wurden alle Beteiligten gerecht, und daraus resultierte ein abgerundetes Ganzes, wie wir es von diesem Vereine noch selten gehört. Wie famos gelang z. B. die Stelle „Nun wahr dich, Erde, nun wahr dich Meer!“, einzig übertroffen von der Schlusspartie „Der Herr ist nah, Halleluja“. Freilich hätte hier noch mehr Wucht Platz greifen dürfen, eine kleine Aussetzung, welche keineswegs den vorzüglichen Gesamteindruck abzuschwächen vermag. Wir

wollten darauf hinweisen, weil wir glauben, daß bei etwelcher Zurückhaltung in der erstgenannten Stelle die Steigerung zum Schlusse noch wirkungsvoller gewesen wäre.

Frau Alice Guszalewicz, Opernsängerin in Köln, früher Mitglied der Berner Oper, entfaltete als Mitwirkende neuerdings den Glanz ihres Organes. Sie sang Arien aus Rienzi und Oberon, an deren Stelle wir freilich lieber pastose Gesänge in Liedform, wie sie der Stimme der Sängerin vorzüglich liegen, gehört hätten, und zwar ganz besonders, weil das Fehlen des Orchesters in diesen Nummern, deren Wirkung beeinträchtigte. Die Wiedergabe der drei Lieder von R. Wagner: „Träume“, „Tränen“ und „Der Engel“ war eine wohlgelungene und bestätigte uns die große Interpretationskunst der Sängerin.

Das Konzert war sehr gut besucht, die Erwartungen auf das höchste gespannt und der Erfolg ein vollständiger. Der Berner Männerchor und sein Leiter, Herr E. Henzmann, dürfen den 2. April 1909 als Ehrentag im Protokoll eintragen.
E. H.

— VI. Abonnementskonzert. Ein Abschiedskonzert. Als Dr. Munzinger den Dirigentenstab zum letzten Male niederlegte, brachen wahre Beifallsstürme los, die ihm zeigen sollten, daß seine langjährigen Kunstbestrebungen volle Anerkennung gefunden haben und daß vieles von seinen künstlerischen Idealen in unser Konzertpublikum übergegangen ist. Dr. Munzinger dankte in kurzen charakteristischen Worten für alle Ehrungen des Abends und wies namentlich auf unser Orchester hin, das der Förderung lebhaft bedürfe. Mehr noch als die vielen Kränze und mehr noch als aller Beifall wird Munzinger die Tatsache erfreuen, daß durch seine Wirksamkeit in Bern der künstlerische Geschmack und das Verständnis für das musikalisch Schöne bei unserem Publikum hoch gesteigert worden ist, und daß sich diesem Einfluß auch fremde, hier konzertierende Künstler unterziehen müssen. Das Konzert brachte zwei moderne Werke:

D'Indys Symphonie für Orchester und Klavier und Paul Dukas Zauberlehrling. Außerdem spielte das Orchester in vorzüglicher Weise die akademische Ouvertüre von J. Brahms. Als Solistin hörten wir Frau Anna Kämpfert aus Frankfurt, die namentlich nach der Seite der Stimmschulung Bedeutendes leistete. Sie sang die Freischütz-Arie und Lieder von Schubert, Brahms, H. Wolf und R. Strauß und erreichte besonders in Schuberts Suleika warme Anerkennung. E. H.—n.

Zürcher Musikleben. Die Winteraison geht mit Riesenschritten ihrem Ende entgegen. Der kleine Tonhalleaal steht schon lange verödet; denn die Herren Solisten, die mit geringen Ausnahmen in ihm um die Palme eines pekuniären Defizits zu ringen pflegen, sind seit Neujahr in hellen Scharen — ausgeblieben. Um so eifriger wurden im großen Saale der Kunst musikalische Hekatomben dargebracht. Am 15. und 16. März fanden die großen Abonnementskonzerte ihren würdigen Abschluß. Die reinen Orchesternummern brachten Bekanntes und Unvergängliches: Mozarts Jupiter-Sinfonie und Webers Oberonouvertüre, beide unter Volkmar Andreaes Leitung mit bewunderungswürdiger Feinheit herausgebracht. Der Solist des Abends war Prof. Carl Fleisch; schon im letzten Abonnementskonzert der vorigen Saison hatten wir Gelegenheit, den Künstler, der damals für Eugen Njaye eingesprungen war, zu hören: wie er uns damals durch seinen vollendeten Vortrag des Beethovenkonzertes entzückte, so wußte er diesmal mit dem Brahmskonzert den Beweis reifer Meisterschaft zu erbringen. Von hohem Interesse war ferner sein Vortrag einer Sonate Pietro Nardinis (zu Fritz Niggli's Klavierbegleitung). — Eine würdige Fortsetzung fanden — und finden — die Orchestermusikvorführungen in den sogenannten populären Sinfoniekonzerten. Die ersten drei derselben brachten Haydns Sinfonie Nr. 13 in G-Dur, Beethovens „Eroica“ (9. März), die Sinfonien Nr. 1 von Beethoven und

Nr. 2 von Brahms (23. März), sowie Beethovens „Pastorale“ und Schuberts C-Dur Sinfonie (30. März). Der Ausführung der Werke hatte Volkmar Andreae die gleiche liebevolle Sorgfalt gewidmet, die wir stets an ihm bewundern dürfen. Bevor wir zur jüngsten Zeit übergehen, müssen wir noch das Benefizkonzert unseres Kammermusikquartetts, der Herren Willem de Boer, Paul Essel, Joseph Ebner und Engelbert Koentgen, erwähnen (11. März). Unsere drei Klassiker, Haydn, Mozart und Beethoven waren vertreten mit ihren Streichquartetten in G-Dur, op. 54, Nr. 1, in D-Moll und in F-Moll op. 95. Wir wissen nicht, woran es lag, aber eine wirkliche echt künstlerische Stimmung, wie sie schon so manches Mal von dem Spiel unserer Quartettkünstler ausgegangen ist, wollte diesmal, wenigstens in den beiden ersten Nummern, nicht recht zustande kommen. Eine musikalische Veranstaltung allerersten Ranges erlebten wir mit dem Konzert von Eugen Njaye und Raoul Pugno vom 2. April. Beide Künstler haben sich schon wiederholt bei uns hören lassen: wenn trotzdem der große Tonhalleaal erhebliche Lücken aufwies, so ist das nur ein neuer Beweis für die Musikmüdigkeit unseres Publikums (resp. seine Zahlungsunlust!). Was Njaye zum ersten Geiger unserer Zeit macht, ist vor allem der zauberhafte unbeschreibliche Wohlklang seines Tones; die Vereinigung dieser Klangschönheit mit einem hinreißenden Temperament bewirkt es, daß er den Hörer bedingungslos in den Bann seiner Kunst schlägt. Weniger universell steht Pugno als der vorbildliche Mozartspieler vor uns; es war daher zu bedauern, daß er seine seltene Kunst nur im Verein mit Njaye in einer Mozartischen Geigensonate zeigte; sein Solovortrag des Schumann'schen „Faschingschwankes“ ließ uns den Lyriker Schumann ein wenig vermissen. Giottis Violinkonzert Nr. 22, von Pugno meisterlich begleitet, und Beethovens „Kreuzer-Sonate“ bildeten — wenn schon sich in letzterer über gewisse Frei-

heiten der Temponahme reden ließe — die glänzenden bestrickenden Höhepunkte des Konzertes. Der 9. April endlich brachte nach altem Herkommen das Karfreitagskonzert des „Gemischten Chores Zürich“; und zwar hatte man diesmal Bachs „Matthäuspasion“ für den Tag ausersehen. Über das Werk bedarf es keiner weiteren Worte, der Aufführung aber müssen wir das höchste uneingeschränkte Lob zollen. Unterstützt vom „Lehrergesangsverein Zürich“ und einem unter Gabriel Webers Leitung stehenden Knabenchor brachte der „Gemischte Chor“ unter Andraes Leitung die Chöre zu einer Ausführung, die ihren gewaltigen Inhalt restlos und mit vorbildlicher Präzision ausschöpfte. Nicht minder vorzüglich waren die Leistungen der Solisten: Ludwig Heß' eminente Gesangkunst und tief eindringendes Verständnis stellte einen ergreifenden Evangelisten vor uns hin. Dr. Felix v. Kraus legte bei seinem Jesus den Akzent durchaus auf den über alles Irdische bereits erhabenen Erlöser und wußte so eine Gestalt von ganz eigenartigem Zauber zu schaffen. Die kleineren Basspartien sang Dr. Piet Deutsch stimmlich außerordentlich schön. Daß die Damen Marie Möhl-Knabl (Sopran) und Adrienne v. Kraus-Osborne (Alt) den hochgepanntesten Anforderungen glänzend gerecht wurden, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Alles in allem: es war eine in jeder Hinsicht glänzende Wiedergabe des Bachschen Riesenwerkes, auf die der „Gemischte Chor“ mit höchstem Stolz zurückblicken darf. W. H.

St. Gallen. Die musikalische Wintersaison in St. Gallen schloß am Palmsonntag mit der Aufführung von Beethovens Missa solemnis durch den Stadtsängerverein Frohsinn in der St. Laurenzen-Kirche. Die Solopartien des ausgezeichnet verlaufenen Konzertes hatten vier Berliner

Gesangskräfte inne: Meta Gejer, Sopran; Agnes Leidhecker, Alt; Richard Fischer, Tenor; Arthur van Ewenf, Bass. Konzertmeister Ludwig Krösa spielte das Violin-Solo. Der Konzertverein veranstaltete im Winter 1908/1909 neun Abonnementskonzerte, ein Konzert zugunsten der Kapelle, ein solches der jugendlichen Violinvirtuosin Vivien Chartres und drei Kammermusikabende. Als Gäste bekamen wir zu hören den Tenoristen Paul Schmeder (Wien), die Sängerinnen Julia Culp (Berlin) und Hermine Bosetti (München), Dr. Felix von Kraus-Osborne und Gattin (die einen Liederabend boten), den Violinisten Fritz Hirt (München), die Violinistin Palma von Paszthory (München), den Cellisten Fritz Becker (Berlin), die Pianisten Rudolf Ganz (Berlin) und Max Pauer (Stuttgart). Das achte der Abonnementskonzerte war aus Anlaß des 100. Geburtstages des Komponisten zu einer Mendelssohn-Feier gestaltet. Erstmals gelangten bei uns zur Aufführung: Hugo Wolfs italienische Serenade für kleines Orchester, Anton Dvoraks Duvertüre „Mein Heim“ für großes Orchester, Hugo Rauns Symphonie in D-Dur, Leone Sinigaglias Duvertüre zu Goldonis Lustspiel „Le Baruffe Chiozotte“, Jean Sibelius' Komposition „Der Schwan von Tuonela“, Legende aus dem finnländischen Volksepos „Kalevala“, für Orchester. Ein Bach-Konzert, dessen Programm ausschließlich Werke Johann Sebastian Bachs bildeten, gab der Evangelische Kirchengesangsverein. Der Männerchor Harmonie konzertierte mit einem Programm, das u. a. Friedrich Hegars Komposition „Das Herz von Douglas“ enthielt. Solistisch wirkten mit: der Tenorist Anton Rohmann (Frankfurt a. M.) und der Baritonist Alfred Kase (Leipzig). Erwähnt mag noch werden, aus dem musikalischen Leben im Kanton außerhalb der Hauptstadt, die Aufführung von Beethovens „Ruinen von Athen“ durch den Männerchor Rapperswil. F.

